

Bevor es hell wird

Jens Eisel

Bevor es hell wird

Roman

PIPER

München Berlin Zürich

Mehr über unsere Autoren und Bücher:
www.piper.de/literatur

Von Jens Eisel liegen im Piper Verlag vor:
Hafenlichter
Bevor es hell wird

Der Abdruck des Zitats aus »Absolute Giganten«, Seite 7,
erfolgt mit freundlicher Genehmigung von Sebastian Schipper.

Für Markus
Und für meinen Bruder



ISBN 978-3-492-05768-4
© Piper Verlag GmbH, München/Berlin 2017
Gesetzt aus der Joanna
Satz: psb, Berlin
Druck und Bindung: GGP Media, Pößneck
Printed in Germany

Die erste Sache, an die ich mich erinnere, ist, wie ich von meiner Mutter an Silvester eine Wunderkerze bekommen hab. Der Himmel war voll mit Raketen und Feuerwerkskörpern, die explodiert sind und sprühten; und es war laut. Aber ich hatte keine Angst, sondern hab meine Wunderkerze in den dunklen Himmel gehalten und wie wahnsinnig geschüttelt.

Absolute Giganten

Prolog

2004

Das Erste, woran ich mich erinnere, ist das Gesicht des Polizisten im Rückspiegel des Streifenwagens. Ich sitze mit gefesselten Händen auf der Rückbank, und Blut tropft auf meine Jeans. Es ist ganz still, als wäre mein Kopf in Watte gepackt. Und dann höre ich eine kratzige Stimme aus dem Funkgerät, verstehe aber kein Wort.

Draußen wird es gerade hell. Es sind kaum Autos auf den Straßen. Mein Blick gleitet über die Fassaden der Häuser, dann verschwimmt alles, und ich sehe meinen Bruder in einem dunklen Zimmer sitzen. Er trägt nur eine Unterhose, und das Zimmer steht voller Flaschen – an den Wänden ein paar Fotos.

Ich erkenne meine Mutter; mich als kleinen Jungen.

Ich spüre einen harten Schlag. Ich sitze noch immer in dem Streifenwagen. Wir stehen an einer roten Ampel, und der Polizist grinst.

»Nicht einschlafen, mein Freund«, sagt er und gibt Gas.

Wir fahren an einer Tankstelle vorbei, an alten Backsteingebäuden. In manchen Zimmern brennt Licht.

Ich laufe durch einen hellen Flur. Ein Mann in einem

weißen Kittel sagt irgendwas, er läuft neben mir her, dann bin ich draußen.

Ich höre das Geräusch von splitterndem Glas. Ich sitze an einer Theke, laufe durch die Nacht.

Die Tür öffnet sich.

»Aussteigen«, sagt irgendjemand, von dem ich nur die Beine sehe. Er zieht mich aus dem Wagen, und mein Kopf knallt gegen den Türrahmen. Ich sehe noch mehr Polizisten, meine Füße auf einem gepflasterten Hof. Dann wieder ein Flur und wieder ein dunkles Zimmer.

Ich rufe nach meinem Bruder, aber er antwortet nicht.

Eins

2006

Es fing gerade an zu regnen, als ich durch das große Tor auf den Parkplatz trat. Ein Mann lehnte an einem blauen Ford, und als er mich sah, nickte er kurz. Er war schon etwas älter und hatte graue Haare. Vielleicht wartete er auf jemanden, den er abholen wollte, vielleicht war er aber auch nur zu Besuch hier und traute sich nicht rein.

Ich hatte niemandem von meiner Entlassung erzählt, und als ich jetzt zur S-Bahn lief, war ich froh darüber. Die Straße war schmal und führte an einem Feld entlang, an ein paar Gärten und einem kleinen See. Nach einer Weile tauchten ein paar Häuser auf und ein Industriegebiet. Und dann sah ich die Haltestelle. Ich lief die Stufen zu den Gleisen hinunter und kaufte mir am Fahrkartenautomat ein Ticket.

Die Bahn kam, und ich stieg ein und setzte mich auf einen Platz am Fenster. Ich wusste nicht so recht, wo ich zuerst hinsollte. Darüber hatte ich bis jetzt noch nicht nachgedacht. Also fuhr ich zum Hauptbahnhof und setzte mich in ein Café. Der Laden war klein, an den Wänden hingen ein paar vergilbte Kunstdrucke. Eins der Bilder zeigte die beiden Türme des World Trade Centers in New

York. Ich trank einen Tee und blätterte in ein paar Zeitschriften. Dann trank ich noch einen Tee, und schließlich bezahlte ich und lief durch die Straßen.

Es war schon später Nachmittag, als ich bei Normans Werkstatt ankam. Auf dem Hof standen ein paar ausrangierte Autos und weiter hinten eine alte Segeljacht. Sie befand sich direkt neben dem Reifenlager, auf einem rostigen Trailer. Es war sicher einmal ein schönes Schiff gewesen, aber die Jahre hatten den Lack ausgebleicht, und der Rumpf war schon an mehreren Stellen geflickt.

Ich dachte daran, wie mein Bruder mich früher manchmal hier abgeholt hatte und wir in seinem Wagen zu seiner Wohnung gefahren waren. Da war ich siebzehn gewesen, vielleicht auch achtzehn. Das war jetzt fast zehn Jahre her, und seitdem war viel passiert. Doch hier hatte sich kaum etwas verändert, und als ich über den Parkplatz zu der Werkstatt lief, musste ich an Normans Vater denken, der den Laden damals noch leitete.

In der Werkstatt lief das Radio, es roch wie immer, und als ich die Tür hinter mir schloss, kam mir ein Hund entgegen. Er wedelte mit dem Schwanz und schnupperte an meiner Hose. Ich ging in die Hocke, und noch bevor ich ihn streicheln konnte, leckte er mir über das Gesicht. Er drückte sich gegen mich, und ich musste aufpassen, dass er mich nicht umwarf.

»Alex«, sagte Norman. Ich hatte ihn nicht kommen hören. Er stand neben mir, lächelte und blickte zu mir herunter. Ich stand auf, und wir umarmten uns.

»Siehst gut aus. Warum hast du nicht angerufen?«

»Dein Hund?«, fragte ich.

»Vom alten Janssen ... ist vor drei Wochen gestorben. Ich kann eigentlich keinen Hund gebrauchen.«

Wir sahen beide zu dem Hund, der noch immer ganz dicht neben mir stand, und ich musste an den alten Janssen denken; an sein faltiges Gesicht und seine dünnen Arme. Ich hatte gewusst, dass er krank gewesen war, und damit gerechnet, dass er sterben werde. Aber es nahm mich jetzt doch mehr mit, als ich gedacht hätte.

»Scheint dich zu mögen.« Er grinste.

»Vergiss es«, sagte ich und boxte ihm in die Seite.

Norman hielt mir eine Zigarettenschachtel hin.

»Hab's mir abgewöhnt.«

»Gut, dass du wieder da bist. Mir wächst die Arbeit langsam über den Kopf.«

Er zog an seiner Zigarette. Dann warf er sie auf den Fußboden und trat sie aus.

»Was meinst du, sollen wir was trinken gehen?«

Als wir in Normans Wagen stiegen, hatte es aufgehört zu regnen, und als wir durch die Straßen fuhren, war es, als wäre ich nie wirklich weg gewesen. Norman am Steuer, ich auf dem Beifahrersitz. Nur der Hund auf der Rückbank war neu. Norman fuhr einen Umweg und sagte, dass die Werkstatt so gut laufe wie nie. Dann erzählte er vom alten Janssen.

»Er war fast einen Monat im Krankenhaus, aber als er wieder zu Hause war, dachte ich, dass es ihm besser geht. Er hat mich sogar noch ein paarmal in der Werkstatt besucht.«

Er machte eine kurze Pause. Dann sagte er: »Bei meinem letzten Besuch konnte er kaum noch sprechen. Das ist nicht mal einen Monat her. Eine Frau vom Pflegedienst war da, sie war sehr nett. Aber überall in der Wohnung lagen Medikamente herum, es roch nach Desinfektionsmitteln, und Janssen lag in einem Krankbett, das mitten in seinem Wohnzimmer stand.«

Wir saßen nebeneinander im Wagen, fuhren durch unser Viertel, und niemand von uns sagte etwas. Die Zeit im Knast kam mir wie ein schlechter Traum vor – wie etwas, das mir jemand anderes erzählt hatte. Und obwohl ich heute Morgen noch dort gefrühstückt hatte, kam mir das alles schon weit weg vor. Ich dachte an das Geschirr, von dem ich fast zwei Jahre gegessen hatte, an die Gänge und den Blick aus meinem Fenster.

»Hast du eigentlich schon was, wo du schlafen kannst?«, fragte Norman, während er den Wagen in eine Parklücke steuerte.

Ich schüttelte den Kopf.

»Du kannst gerne erst mal bei mir wohnen.«

»Danke«, sagte ich. »Was ist mit dem alten Segelboot auf dem Hof?«

Norman sah zu mir herüber.

»Ganz in Ordnung gekriegt haben die dich dort also doch nicht«, er lachte und schaltete den Motor ab. »Ist etwas chaotisch da drin, aber ich will dich nicht von deinem Glück abhalten.«

Wir gingen in einen Laden, der erst vor Kurzem geöffnet hatte und in dem außer uns und dem Barkeeper nur ein alter Mann am Spielautomaten stand. Nach dem

dritten Bier war ich schon ziemlich angeschlagen. Also bestellte ich mir eine Cola und hörte Norman zu, der unablässig erzählte. Es fühlte sich gut an, neben ihm am Tresen zu sitzen und seinen Geschichten zu lauschen, während der Alte den Automaten fütterte. Es lief keine Musik, und obwohl wir fast die einzigen Gäste waren, mochte ich den Laden.

»Wann willst du wieder anfangen?«, fragte Norman nach einer Weile.

»Na ja, um ehrlich zu sein ... viel vor hab ich nicht. Was hältst du von nächster Woche?«

Er lächelte, dann legte er seine Hand auf meine Schulter.

»Hört sich gut an – sehr gut sogar.«

Auf dem Heimweg hielten wir an einem McDonald's an und bestellten uns Burger und Pommes. Wir aßen im Wagen auf dem Parkplatz und sahen zu der Tankstelle auf der anderen Straßenseite hinüber. Ein Mann betankte seinen Transporter, und eine Frau putzte die Scheibe ihres Cabrios.

Norman hatte das Radio eingeschaltet, und der Hund lag jetzt zu meinen Füßen.

»Wie heißt er eigentlich?«

»Flint«, sagte Norman. »Janssen war schon krank, als er ihn bekam, aber da wusste er es noch nicht.«

Ich sah zu dem Hund, der mich aus dunklen Augen anblickte. Und plötzlich musste ich an einen Tag in meiner Jugend denken, an dem ich mit Janssen in einem Boot zum Angeln auf die Ostsee gefahren war.

»Der ist immer hungrig.« Norman lachte. »Pass bloß auf deinen Burger auf.«

Als wir auf dem Hof bei der Werkstatt hielten, gab er mir einen alten Schlafsack.

»Wirst du brauchen«, sagte er und blickte Richtung Segeljacht. »Wir sehen uns morgen.«

»Danke«, sagte ich und stieg aus.

Aber als ich ein paar Schritte gegangen war, hörte ich, wie er das Fenster herunterkurbelte.

»Alex.«

»Ja.«

»Denkst du oft an ihn?«

»Jeden Tag«, sagte ich. Und dann ging ich zu der Segeljacht.

Am nächsten Morgen wurde ich von der Sonne geweckt, die durch das kleine Bullauge auf mein Bett schien. Ich war durstig, hatte aber nichts zu trinken, also kletterte ich aus meinem Schlafsack, zog mich an und ging an Deck. Normans Wagen stand neben der Werkstatt, und Flint lag vor dem Eingang in der Sonne. Es war der erste warme Tag des Jahres. Die Sträucher, die ich vom Boot aus sehen konnte, waren bereits grün, aber die meisten Bäume waren noch kahl. Ich stieg die kleine Leiter hinunter und pinkelte an eine Mauer, dann ging ich zur Werkstatt hinüber. Als der Hund mich bemerkte, wedelte er mit dem Schwanz, aber anstatt mich zu begrüßen, blieb er in der Sonne liegen.

»Guten Morgen«, sagte Norman. Er saß auf einem

Stuhl neben der großen Werkbank und hielt einen Kaffeebecher in der Hand.

Ich nahm die Tasse, die er für mich auf den Tisch gestellt hatte, ging zum Waschbecken, füllte sie mit Wasser und trank sie aus.

»Gut geschlafen?«

Ich nickte.

»Wo hast du das Boot her?«

»Gegen meinen alten Honda getauscht. Steht schon fast zwei Jahre auf dem Hof.«

Ich nahm mir einen Kaffee und setzte mich neben ihn.

»Kann man auf jeden Fall was draus machen.«

»Ja, wenn ich irgendwann dazu komme. Mein Vater hat sich immer so ein Boot gewünscht, ich glaube, ich habe es deshalb genommen.«

Er stand auf, ging zum Tor und blickte zu der alten Jacht. Sie war bestimmt schon vierzig Jahre alt, und ich fragte mich, wie Norman es geschafft hatte, das große Schiff durch die schmale Einfahrt zu bekommen. Das Segel und der Mast fehlten. Der Rumpf war sicher über zehn Meter lang und mit alten Spanngurten am Trailer verzurrt.

Norman zündete sich eine Zigarette an, dann kam er wieder zu mir.

»Was hast du heute vor?«

»Muss ein paar Sachen besorgen.«

»Brauchst du Geld?«

»Nein, aber danke«, sagte ich und schüttelte den Kopf.

Ich fuhr mit dem Bus zu einem Woolworth und kaufte mir eine Jogginghose, zwei Jeans, einen Arbeitsoverall und ein paar T-Shirts. Dann ging ich zu einer Drogerie und besorgte mir einen Rasierer, Duschgel, Zahnpasta und Rasierseife. Am Ende kaufte ich mir in einem Schuhgeschäft ein Paar Laufschuhe.

Nachdem ich fertig war, machte ich mich zu Fuß auf den Rückweg. Es war Nachmittag, als ich an dem Laden vorbeikam, in dem ich am Abend zuvor mit Norman gewesen war. Ich war hungrig, und vor dem Eingang stand eine Tafel, auf der ein paar Gerichte angepriesen wurden. Ich ging rein, setzte mich an einen Tisch neben dem Eingang und stellte meine Einkaufstaschen ab. Dann sah ich mir den Zettel mit den Tagesgerichten an.

»Sieht nach einem Großeinkauf aus«, sagte die Kellnerin. Sie sah zu den Taschen und lächelte. Sie war vielleicht Mitte zwanzig, hatte kurze braune Haare und trug eine Schürze.

»Ja, war mal wieder nötig.«

»Was kann ich dir bringen?«

»Ich nehme den Bohneneintopf und eine Cola.«

Die Kellnerin ging zurück zum Tresen, und ich sah mich im Laden um. Der Raum war einfach eingerichtet, in einer Ecke hing ein kleiner Fernseher, und an den Wänden klebten alte Filmplakate. Es gab zwei Sofas, die Stühle waren alle frisch gestrichen, und vor dem großen Fenster, neben dem Eingang, standen mehrere Pflanzkübel mit Zimmerpalmen. Der Mann, der am Abend zuvor am Spielautomaten gestanden hatte, saß jetzt am Tresen. Er trug ein zerknittertes schwarzes Hemd, Jeans

und braune Lederstiefel. Es lief leise Musik, und an den Tischen saßen vereinzelt Gäste, aßen oder lasen Zeitung.

Nach ein paar Minuten brachte die Kellnerin mein Essen und stellte es vor mich auf den Tisch. Als sie das Besteck neben den Teller legte, blickte sie kurz auf die Narben an meinen Handgelenken.

»Lass es dir schmecken, und sag Bescheid, wenn du was brauchst.«

Ich nickte, und bevor sie wieder zum Tresen ging, lächelte sie mich an.

Der Bohneneintopf war großartig, und irgendetwas daran erinnerte mich an das Essen meiner Mutter.

Als ich fertig war, bestellte ich mir noch einen Kaffee zum Mitnehmen, bezahlte, nahm meine Sachen und ging.

Norman war nicht da, als ich bei der Werkstatt ankam. Ich kletterte an Deck der Jacht und stellte die Taschen ab. Dann ging ich in die kleine Kajüte. Die Möbel waren komplett aus Holz gefertigt. Das Bett befand sich im Bug des Bootes, es gab einen kleinen Schrank und eine Kochnische und daneben eine Sitzecke. Die Kajüte war nicht besonders groß, aber der Platz war perfekt genutzt. Und auch wenn es etwas muffig roch und einige der Türen schief in den Angeln hingen, konnte man hier wirklich was draus machen.

Ich brachte die Polster der Sitzecke zum Lüften nach oben und nahm mir in der Werkstatt einen Eimer und Putzmittel. Dann machte ich mich an die Arbeit. Zuerst putzte ich die Bullaugen in der Schlafkoje und der Koch-

nische, dann wischte ich die Schränke aus. Ich zog die Schrauben an den Scharnieren nach und reparierte die Luke, die vom Wohnraum hinaus an Deck führte.

Nach drei Stunden hatte ich den größten Schmutz beseitigt. Ich hatte meine Kleider in die Schränke geräumt und sogar den Kocher und den Kühlschrank wieder in Ordnung gebracht.

Ich ging in einen Supermarkt und kaufte drei Dosen Ravioli, Toastbrot und ein Sixpack Bier. Auf dem Heimweg kam ich an dem kleinen Kiosk vorbei, in dem wir uns früher hin und wieder Süßigkeiten gekauft hatten. Und ich dachte an den Besitzer, der uns manchmal die alten Ausgaben irgendwelcher Comics geschenkt hatte. Das Schaufenster sah noch genauso aus wie damals, aber die Scheibe war schmutzig, und die Waren in der Auslage waren mit einer Staubschicht überzogen.

Als ich wieder zurück war, öffnete ich ein Bier und wärmte mir eine Dose Ravioli auf. Es war das erste Mal seit fast zwei Jahren, dass ich mir selbst etwas zu essen machte. Als ich fertig war, trank ich noch ein Bier, dann wurde ich müde. Ich legte mich aufs Bett und schlief ein.

Als ich wach wurde, war es schon dunkel. Ich setzte mich auf die Bettkante und blieb einen Moment lang sitzen. Dann stand ich auf, tastete mich zur Tür und ging an Deck.

Auf dem Hof gab es keine Lampe, das einzige Licht kam von einer Straßenlaterne, aber sie war ein gutes Stück entfernt, und von dem Licht kam kaum etwas an. Ich sah die Umrisse der Autos und die dunkle Silhouette

der Werkstatt, ansonsten konnte ich nichts erkennen. Nach einer Weile gewöhnten sich meine Augen an die Dunkelheit, und ich sah den Schrottcontainer und die Reifenstapel. In der Ferne fuhr eine S-Bahn vorbei, und ich dachte daran, wie Norman und ich vor Jahren Geldstücke auf die Schienen gelegt hatten und sie später platt gewalzt im Gleisbett suchten. Damals waren wir fünfzehn, rauchten unsere ersten Zigaretten und träumten von alten Autos; unsere Welt bestand aus Kinofilmen, Comics und den Straßen unseres Viertels. Normans Vater war noch am Leben, seine Werkstatt war der Mittelpunkt unseres Universums. Und auch wenn wir nicht wussten, wohin uns das Leben tragen würde, waren wir zuversichtlich.

Ich stand früh auf und ging laufen. Ich hatte im Knast mit Sport begonnen. Am Anfang hatte ich gerade einmal zehn Liegestütze geschafft, mittlerweile war ich bei achtzig.

Ich lief an der alten Bäckerei vorbei, an dem kleinen Supermarkt, dann bog ich in die Straße ein, in der wir früher gewohnt hatten und in der Norman immer noch lebte. Es war noch ziemlich früh, und auf der Straße war kaum etwas los. Die Bäume waren in den letzten Jahren ein gutes Stück gewachsen, aber die Vorgärten waren nach wie vor verwildert. Als ich an unserem alten Haus vorbeikam, blickte ich zu den Fenstern unserer Wohnung hinauf. Ich fragte mich, wer jetzt dort wohnte und wie sie eingerichtet war. Ich kam an der Stelle vorbei, an der Norman und ich uns vor Jahren kennengelernt hat-

ten. Dann lief ich eine Weile an den S-Bahn-Gleisen entlang, an unserer alten Schule vorbei und durch die Unterführung.

Als ich nach einer guten Stunde wieder bei der Werkstatt ankam, fuhr Norman gerade einen Käfer auf die Hebebühne.

»Schöner Wagen«, sagte ich, als Norman die Tür öffnete und ausstieg. Der Käfer war rot, der Lack glänzte.

»Baujahr zweiundsiebzig, kein bisschen Rost. So was findet man selten.« Er fuhr mit der Hand über die Motorhaube.

»Hör mal«, sagte er. »Ich bin heute den ganzen Tag unterwegs, könntest du dich um Flint kümmern?«

»Klar.« Ich sah zu der Tür des Pausenraums. Sie war geschlossen, aber ich hatte den Raum genau vor Augen – die schmutzigen Wände, den alten Tisch und die wackligen Bänke.

»Funktioniert die Dusche eigentlich?«

»Ja, Handtücher sind in dem Spind neben dem Kühlschrank. Da ist übrigens auch eine Waschmaschine. Sie ist nicht angeschlossen, aber sie funktioniert.«

Ich holte frische Kleider und ging duschen.

Als ich aus der Kabine kam, blickte ich durchs Fenster hinaus auf den Hof. Normans Wagen war weg, und Flint lag in der Sonne und schlief. Ich ließ Wasser in einen Kanister laufen und ging zum Boot. Dann kochte ich mir einen Kaffee, bestrich zwei Scheiben Toastbrot mit Erdnussbutter und setzte mich an Deck. Es war warm, aber windig, und während ich auf der Reling saß, fiel mir ein

kleiner Vogel auf, der nur zwei Meter von mir entfernt auf der Ankerwinde saß. Er war braun, und sein Gefieder war etwas struppig. Er bewegte sich kaum, und es wirkte fast, als würde er mich beobachten. Ich brach ein kleines Stück Toast ab und legte es vorsichtig zwischen uns auf den Schiffsboden. Dann setzte ich mich wieder. Der Vogel sah abwechselnd zu mir und dem Brot, aber er blieb auf der Ankerwinde sitzen.

»Brauchst keine Angst zu haben«, sagte ich. Der Vogel drehte seinen Kopf, piepste und hüpfte auf den Boden, dann flatterte er mit den Flügeln, machte einen weiteren Satz, nahm das Brot und flog davon. Ich sah ihm nach, wie er immer kleiner wurde und schließlich verschwand.

Gegen Mittag ging ich mit Flint zu einem kleinen Park. Der Wind war stärker geworden, der Himmel bewölkt, und es sah nach Regen aus. Als wir im Park ankamen, spielte ich eine Weile mit ihm. Dann legte ich mich auf die Wiese. Eine alte Frau saß auf einer Bank und las in einem Buch, und ein Vater spielte mit seinem Jungen Fußball. Flint lag die ganze Zeit neben mir und kaute auf einem Stock herum. Manchmal kamen andere Hunde vorbei, dann stand er auf und lief zu ihnen, aber er kam jedes Mal schnell wieder zurück.

Auf dem Rückweg nahm ich eine Abkürzung durch ein Industriegebiet. Ich lief an einem Baustoffhandel vorbei, an einer Spedition und einer Weingroßhandlung. Ich kannte zwar die Richtung, war die Strecke aber noch nie gegangen, und irgendwann merkte ich, dass ich mich verirrt hatte. Ich bog in die nächste Straße ein und lief

sie bis zum Ende, und plötzlich stand ich vor der Friedhofsmauer. Ich war seit Dennis' Beerdigung nicht mehr hier gewesen. Damals hatten mich zwei Polizisten begleitet, und ich wusste nicht, ob ich das Grab finden würde. Eine Weile stand ich einfach so da. Dann lief ich die Mauer entlang bis zum Eingang und durch das schmiedeeiserne Tor hindurch.

Obwohl ich mich kaum noch an die Beerdigung erinnerte, fand ich das Grab sofort. Es lag im alten Teil des Friedhofs, neben verwitternden Grabsteinen und in der Nähe einer knorrigen, kahlen Eiche. Im Gegensatz zu den anderen Gräbern hatte Dennis nur ein einfaches Holzkreuz. Aber das Grab war gepflegt, und in der Mitte stand eine Petroleumlampe. Ich kramte in meiner Jackentasche nach einem Feuerzeug, aber ich hatte keins dabei.

Ich ging in die Hocke und berührte die Erde. Flint setzte sich neben mich, und als mir die Tränen kamen, leckte er mir über das Gesicht.

Zwei

1996

Die ersten vierzehn Jahre meines Lebens waren von Umzügen geprägt, und als wir nach Hamburg kamen, hatten meine Mutter, mein Bruder und ich schon in mehreren Städten gelebt. Die Umzüge gehörten zu unserem Leben, bis dahin hatte ich nicht viel mit Orten verbunden. Aber diesmal änderte sich das. Ich mochte das Viertel, in dem wir wohnten, und unsere Wohnung; es war das erste Mal, dass Dennis und ich ein eigenes Zimmer hatten. Und auch wenn die Räume in keinem besonders guten Zustand waren, freuten wir uns sehr darüber.

Wir waren in den Sommerferien nach Hamburg gezogen, meine Mutter begann einen Job als Kassiererin im Baumarkt, und mein Bruder fand einen Ausbildungsplatz als Koch in einem kleinen Restaurant. Tagsüber war ich damals die meiste Zeit alleine, und weil es Sommer war, verbrachte ich den Großteil aller Tage draußen.

Unsere Wohnung lag in einem Arbeiterviertel aus den Zwanzigerjahren. An den Straßen standen Bäume, die kleinen Vorgärten waren verwildert, und die Häuser sahen alle gleich aus – vierstöckige Backsteingebäude, von deren Fenstern und Türen der Lack abblätterte. In

der Nähe von unserer Wohnung führten die S-Bahngleise entlang, und wenn ich abends mit offenem Fenster im Bett lag, konnte ich die Züge hören, die durch die Nacht rollten.

In den ersten Tagen hielt ich mich hauptsächlich in den Straßen unseres Viertels auf, aber in der zweiten Woche lief ich zur Elbe, die nicht weit entfernt war. Wir hatten noch nie in einer Stadt mit einem Hafen gelebt, und es faszinierte mich, wie groß die Schiffe waren, die dort über den Fluss fuhren. Manchmal saß ich den ganzen Nachmittag am Ufer, fütterte die Möwen – die das Brot, das ich nach oben warf, direkt in der Luft fingen – und sah zu den Schiffen, die aus allen möglichen Teilen der Welt kamen. Ich fragte mich, was in all diesen Containern steckte, wer sie beladen hatte und wie es sich nach Wochen auf dem Meer anfühlte, wieder an Land zu gehen.

Meine Mutter gab mir jeden Tag etwas Geld, damit ich mir etwas zu essen kaufen konnte. Und in der ersten Zeit tat ich das auch. Aber irgendwann entdeckte ich ein kleines Kino, das alte Filme zeigte. Und von da an aß ich mittags nichts Warmes mehr, sondern hob mir das Geld für die Vorstellungen auf. Es liefen hauptsächlich Filme, die ich schon einmal gesehen hatte, aber das störte mich nicht, und hin und wieder zeigten sie auch welche, die erst vor Kurzem in den Programmkinos gelaufen waren. Die Frau, die hinter der Kasse arbeitete, war schon etwas älter. Sie trug eine Brille und hatte immer eine Zigarette in der Hand. Aber sie war nett, und manchmal ließ sie mich umsonst in den Saal. Sie arbeitete ganz alleine in dem Kino. Wenn sie die Eintrittskarten verkauft hatte,

ging sie hinüber in den kleinen Vorführraum und schaltete den Projektor ein. Dann setzte sie sich auf einen Stuhl neben dem Eingang und wartete, bis die Vorstellung zu Ende war.

»Warum kommst du eigentlich immer alleine?«, fragte sie eines Nachmittags, als ich gerade gehen wollte.

»Wir sind erst hierhergezogen«, sagte ich. »Es sind Ferien, und meine Mutter und mein Bruder müssen arbeiten.«

»Du magst Filme?«

Ich nickte.

»Wenn du mir hin und wieder etwas hilfst, brauchst du keinen Eintritt zu zahlen.«

»Das wäre super.«

Sie lächelte.

»Ich bin übrigens Carmen.«

»Alex.«

»Willst du was trinken?«

Ich nickte, und sie nahm eine Cola aus dem Kühlschrank, öffnete die Flasche und hielt sie mir hin.

»Seit wann gibt es das Kino?«, fragte ich und trank einen Schluck.

»Ewig.«

»Ich finde es sehr schön hier.«

Carmen blickte mich freundlich an.

»Das sehen leider nicht alle so. Seit es die großen Kinos gibt, kommen immer weniger Besucher.«

»Mir gefällt es hier viel besser.«

»Das freut mich.«

Von nun an ging ich fast täglich hin. Die ersten Filme liefen meistens schon gegen Mittag, und Carmen war immer eine Stunde früher da – füllte die Kühlschränke mit Getränken auf und schaltete die große Popcornmaschine an. Meine Aufgabe bestand darin, nach den Vorstellungen den liegen gebliebenen Müll und die leeren Flaschen einzusammeln. Ich brauchte dafür selten länger als fünf Minuten, und in der Zeit zwischen den Filmen unterhielten wir uns miteinander.

Auch Carmen war nicht hier geboren, aber sie lebte schon sehr lange in der Stadt. Sie hatte in den verschiedensten Berufen gearbeitet, bis sie schließlich das Kino übernommen hatte.

»Der Laden wirft kaum etwas ab«, sagte sie. »Aber ich kann am Ende des Monats meine Rechnungen bezahlen, und es gibt niemanden, der mir auf die Finger schaut. Weißt du schon, was du später einmal machen willst?«

Ich schüttelte den Kopf.

»Wo arbeitet deine Mutter?«

»Im Baumarkt an der Kasse.«

»Und dein Bruder?«

»In einem Restaurant. Er macht da eine Ausbildung.«

»Ich hab früher auch mal in der Küche gearbeitet, aber der Chef war kein guter Mensch. Ich war damals noch jung und hab mir viel zu viel gefallen lassen.«

Sie lächelte.

»Alles Schnee von gestern. Wie alt bist du eigentlich?«

»Vierzehn.«

»Das ist ein gutes Alter, da liegt noch alles vor dir.«

Die nächste Vorstellung stand bevor, und die ersten Besucher warteten im Eingangsbereich.

»Könntest du noch eine Kiste Bier aus dem Lager holen?«

»Klar.«

Carmen stand auf.

»Also, bis nachher. Und viel Spaß bei dem Film.«

Als ich an einem dieser Tage vom Kino nach Hause lief, fiel mir ein Junge auf, der auf dem Bordstein saß. Er hatte schmutzig blonde Haare, die ihm in die Stirn fielen, trug eine Jeans und ein rotes T-Shirt. Er las in einem zerfledderten Comicheft, aber als ich näher kam, hob er den Kopf und sah mich an.

»Du bist neu hier«, sagte er und blinzelte.

»Ja.« Ich deutete zu unserem Haus. »Wir wohnen da drüben.«

»Ich heiße Norman.«

»Ich bin Alex.«

»Magst du Spider-Man?«

Ich blickte zu dem Comicheft, auf dem ein Mann in einem rot-blauen Anzug abgebildet war.

»Ja«, sagte ich, obwohl ich nur einmal in einem Spider-Man-Comic gelesen hatte.

»Ich mag auch Hulk und Captain America, aber am besten finde ich Spider-Man«, sagte er.

Norman wohnte mit seinem Vater in einem der Nachbarhäuser. Er hatte keine Geschwister, und seine Mutter hatte die beiden schon vor Jahren verlassen. Und da sein

Vater den ganzen Tag in der Werkstatt war, verbrachte auch er die Tage alleine.

Norman war hier geboren und kannte so gut wie jeden im Viertel. Ein paar der alten Frauen, die in der Gegend wohnten, luden ihn sogar manchmal zum Mittagessen ein.

Wir kannten uns erst ein paar Tage, als er mich zum ersten Mal zur Werkstatt mitnahm. Sie lag nicht weit entfernt von unserer Wohnung, in einem Hinterhof, auf dem ein paar Autos und ein alter Lieferwagen standen. Es war ein aus Ziegelsteinen gemauerter Flachbau mit einem großen Tor. Der Fußboden in der kleinen Halle war mit einem schwarzen, schmierigen Film aus Öl und Schmutz überzogen. Es gab zwei Hebebühnen, und als wir die Werkstatt betraten, war Normans Vater gerade dabei, einen Auspuff zu montieren. Er war klein und schlank, trug eine Arbeitshose und ein Flanellhemd, und als er uns sah, lächelte er.

»Du bist sicher Alex. Norman hat schon viel von dir erzählt.«

Er hatte wie Norman blonde Haare, aber sie waren dünner und an einigen Stellen bereits ergraut. Auf seinem Unterarm war eine verblichene Tätowierung. Sie war schon ziemlich alt, aber ich konnte einen Adler erkennen.

»Wie sieht's aus, habt ihr Hunger? Ich wollte gerade etwas essen.«

Er lief zu einem kleinen Waschbecken, das neben der Werkbank an der Wand hing, und wusch sich die Hände, dann nahm er eine volle Einkaufstasche aus dem Spind daneben.

»Setzt euch.« Er zeigte durch das geöffnete Tor nach draußen auf eine Bank, die vor der Werkstatt in der Sonne stand. Wir liefen ihm hinterher und setzten uns.

»Ist nichts Besonderes«, sagte er und holte eine Packung Brot, eine Salami und zwei Äpfel aus der Tasche. Dann schnitt er mit einem Taschenmesser drei dicke Scheiben ab und gab jedem von uns ein Stück Wurst.

»Norman hat erzählt, dass ihr neu hier seid.«

Ich nickte. »Ja, mein Bruder, meine Mutter und ich sind erst vor ein paar Wochen hierhergezogen.«

»Wenn ihr etwas braucht, sagt Bescheid.« Er sah zu Norman, dann wieder zu mir.

»Habt ihr Lust, euch was dazuzuverdienen? Ich könnte etwas Hilfe gebrauchen.«

Ich war zum ersten Mal in einer Autowerkstatt. Und es faszinierte mich, wie sicher und routiniert sich Norman in den Räumen bewegte. Er kannte die Namen aller Werkzeuge, erklärte mir, wie die Hebebühne funktionierte, und zeigte mir das große Ersatzteillager im Keller.

An jenem Nachmittag halfen wir Normans Vater dabei, die Bremsbeläge an einem alten Geländewagen zu erneuern. Er war sehr geduldig, erklärte jeden Arbeitsschritt, und während er die neuen Beläge montierte und die Bremsen entlüftete, reichten wir ihm das Werkzeug.

Den Großteil der Sommerferien verbrachte ich mit Norman. Manchmal halfen wir seinem Vater in der Werkstatt, und von nun an gingen wir gemeinsam ins Kino.

Aber wenn mein Bruder und meine Mutter freihatten, unternahmen wir meistens etwas zusammen.

Ich erinnere mich an einen Freitagabend. Wir gingen gemeinsam zu einem großen Volksfest. Es gab dort jede Menge Fahrgeschäfte – eine Achterbahn, ein Riesenrad und ein altes Kettenkarussell. Überall blinkten bunte Lichter, und es roch nach gebrannten Mandeln und Bratwurst.

Meine Mutter trug ihr blaues Kleid, und sie hatte sich geschminkt, was sie sonst nur selten tat.

»Wie geht es euch?«, fragte sie, während wir an den Buden entlangliefen.

»Ich muss mich noch an die Arbeit gewöhnen«, sagte Dennis. »Aber die Stadt gefällt mir.«

Meine Mutter strich ihm über die Haare, dann sah sie zu mir.

»Und bei dir?«

»Ich fühle mich hier auch wohl«, sagte ich.

»Siehst du deinen Freund noch? Wie heißt er nochmal?«

»Norman.«

»Bring ihn doch mal zum Abendessen mit«, sagte sie. Ich nickte.

»Wie gefällt dir deine Arbeit?«, fragte ich.

»Sehr gut. Meine Kollegen sind alle sehr nett.«

Wir kamen an einer großen Losbude vorbei, an der ein einarmiger Mann in ein Mikrofon sprach. Er war dick, trug einen Schnauzbart und hatte eine Glatze.

»Jeder kann dabei sein ... jeder hat die Chance«, sagte er, während er vor dem Stand auf und ab lief.

»Wollen wir Lose kaufen?«, fragte meine Mutter und suchte in ihrer Tasche nach ihrer Geldbörse. Dann lief sie auf den Mann zu. Er sagte etwas zu ihr, und meine Mutter lächelte. Als sie zurückkam, hielt sie Dennis und mir ein paar Lose hin.

»Für jeden fünf.«

Wir öffneten sie. Meine Mutter und Dennis hatten nur Nieten, aber ich hatte ein Los mit einer Zahl.

»Und wieder ein Gewinner!«, rief der Einarmige, als er mich kommen sah. Er blickte kurz auf die Zahl, dann drehte er sich um und nahm einen kleinen Plüschaffen.

»Hier, mein Junge.«

»Danke.«

»Du hast eine sehr hübsche Mama«, sagte er und zwinkerte mir zu.

»Ich weiß.« Ich lächelte.

»Süß«, sagte meine Mutter, als ich wieder bei ihnen war.

»Willst du ihn haben?«

»Nein, behalte ihn.«

»Du kannst ihn wirklich gerne haben«, sagte ich und hielt ihn ihr hin.

»Danke«, sagte sie und nahm ihn. »Du bist lieb. Ihr seid die Besten.«

Wir blieben den ganzen Abend auf dem Fest. Dennis und ich fuhren mit der Achterbahn, und wir aßen gegrillte Maiskolben und gingen in ein Spiegelkabinett. Dennis lief zwei Mal gegen eine Glasscheibe.

»Hast du heimlich getrunken?«, fragte meine Mutter, als wir wieder draußen waren.

Dennis fuhr sich mit der Hand über die Stirn.

»Gut, dass du in der Küche arbeitest und dich niemand sieht«, sagte ich.

Dennis reagierte nicht, aber dann sah er mich an und begann zu lachen.

»Werd bloß nicht frech, Kleiner.« Er ballte die Hand zu einer Faust und deutete einen Schlag an.

Bevor wir das Fest verließen, fuhren wir mit dem Riesenrad. Man konnte von dort oben den ganzen Jahrmarkt überblicken. Sogar den Fernsehturm konnte man sehen und auf der anderen Seite ein paar Hafenkranne. Es war noch nicht ganz dunkel, aber die Sonne war schon untergegangen, und am Horizont leuchtete ein roter Streifen.

Auf dem Heimweg hörte ich ein Geräusch, das sich wie ein Gewitter anhörte. Aber als ich den Kopf hob, sah ich, dass es ein Feuerwerk war. Auch Dennis und meine Mutter blickten jetzt nach oben.

»War ein schöner Abend, Jungs«, sagte sie und nahm uns in den Arm. »Das müssen wir öfter machen.«

Zu Hause setzten wir uns in der Küche an den Tisch. Meine Mutter zündete eine Kerze an, dann stand sie auf und nahm eine Sektflasche aus dem Kühlschrank.

»Würdest du sie aufmachen?«, sagte sie und reichte sie Dennis. Sie stellte drei Gläser auf den Tisch und setzte sich wieder. Dennis öffnete die Flasche mit einem trockenen Knall, dann gab er sie meiner Mutter, die unsere Gläser füllte.

»Meinst du wirklich, dass unser Kleiner so was trinken sollte?«, fragte Dennis.

»So klein ist er gar nicht mehr.« Meine Mutter blickte mich an. Dann hob sie ihr Glas.

»Auf meine zwei Männer und auf die Stadt.«

Wir stießen an, dann nippte ich an dem Sekt, aber ich bekam nur einen kleinen Schluck herunter, und als ich das Glas wieder abstellte, bemerkte ich, dass die beiden mich beobachteten.

Gleichzeitig fingen sie an zu lachen.

Als die Schule wieder begann, kam ich zu Norman in die Klasse. Unsere Lehrerin hieß Frau Martin. Sie war nett und ungefähr so alt wie meine Mutter, aber sie hatte tiefe Ringe unter den Augen und wirkte irgendwie zerbrechlich. Wenn sie mit ihrer großen Tasche durch das alte Schulhaus lief, kam sie mir manchmal verloren vor. Aber wenn sie vor der Tafel stand, wirkte es jedes Mal, als wäre sie plötzlich jemand anderes. Ich mochte sie, und ich hatte das Gefühl, dass auch sie mich mochte.

Obwohl ich schon oft die Schule gewechselt hatte, war ich immer gut mitgekommen. Ich hatte meine Hausaufgaben gemacht und im Unterricht gut aufgepasst. Für Arbeiten hatte ich nie gelernt, aber trotzdem waren meine Noten meistens gut gewesen. Doch schon nach wenigen Tagen merkte ich, dass Norman große Probleme hatte.

Als wir unsere erste Klassenarbeit schrieben, gab er ein fast leeres Blatt ab. Frau Martin saß am Pult, und als Norman wieder zurück zu seiner Bank ging, schaute sie sich seine Arbeit an.

»Norman«, sagte sie, »kommst du bitte noch mal?«

Er drehte sich um und trottete nach vorne.

»Du hast ja nur zwei Aufgaben gelöst.«

Norman nickte leicht.

»Es ist noch fast eine halbe Stunde Zeit. Willst du es nicht noch einmal versuchen?«

Sie hielt ihm das Blatt hin, und Norman nahm es und setzte sich wieder auf seinen Platz. Aber von dort, wo ich saß, konnte ich sehen, dass er nur auf einem Schmierzettel herumkritzelte.

»Was war eben los?«, fragte ich, als wir nach der Schule auf dem Heimweg waren.

»Mathe ist einfach nicht mein Fach.«

»Du hast es ja gar nicht erst versucht.«

»Jetzt redest du schon wie ein Lehrer«, sagte er. »Ich will nicht zur Uni gehen. Ich will Autos reparieren. Ich muss nur noch dieses eine Jahr rumkriegen.«

Wir waren schon fast zu Hause, und den Rest des Weges liefen wir schweigend nebeneinander her. Ich hatte mir noch keine Gedanken gemacht, was ich nach der Hauptschule machen wollte. Vielleicht würde ich weiter zur Schule gehen. Mit etwas Mühe würde ich sicher die mittlere Reife schaffen, vielleicht sogar das Abitur. Ich kannte niemanden, der auf der Uni gewesen war, aber ich stellte es mir aufregend vor, in einem Raum voller Studenten zu sitzen und einem Professor zuzuhören.

Norman und ich verbrachten nach wie vor die meiste Zeit gemeinsam, und bevor wir in die Werkstatt, zur Elbe oder ins Kino gingen, machten wir die Hausaufgaben.

Am Anfang schrieb Norman meistens von mir ab. Aber nach ein paar Wochen erledigte er einen Teil der Aufgaben ohne mich. Auch in der Schule wurde er besser. Seine Leistungen waren nicht überragend, aber doch so gut, dass es Frau Martin auffiel. Wir sprachen nicht darüber, aber ich merkte, dass Norman stolz darauf war. Und darüber freute ich mich.

»Als meine Mutter noch da war«, sagte er eines Nachmittags, als wir mit den Hausaufgaben fertig waren, »haben wir immer für die Schule gelernt.«

Er machte seine Tasche zu und stellte sie auf den Fußboden.

»Alle sagen, sie hätte sich nicht gekümmert. Aber das stimmt nicht.«

Wir saßen bei Norman in der Küche, die genauso aussah wie unsere, obwohl sie in einem anderen Haus war.

»Manchmal frage ich mich, was sie jetzt macht. Wo sie wohnt«, sagte er. »Ich hab es meinem Vater nie erzählt, aber nachdem sie gegangen ist, hat sie mich noch ein paarmal angerufen.«

Er wischte ein paar Krümel vom Tisch.

»Sie hat geweint und sich entschuldigt, aber ich war sauer auf sie, und irgendwann bin ich nicht mehr ans Telefon gegangen.«

»Hast du sie seitdem noch mal gesehen?«

Norman schüttelte den Kopf. Er stand auf, nahm seine Tasche und brachte sie in sein Zimmer. Ich hörte, wie er eine Schranktür öffnete und wieder schloss. Als er zurückkam, hielt er einen Schuhkarton in der Hand.

»Das sind die einzigen Fotos, die ich von ihr habe. Die anderen hat mein Vater weggeworfen.«

Er stellte den Karton auf den Tisch und öffnete ihn, dann nahm er einen Stapel Bilder heraus.

»Das war an Weihnachten«, sagte er und gab mir eins davon. Es war mit Selbstausröser gemacht. Norman, sein Vater und seine Mutter vor einem Weihnachtsbaum.

»Ich kann mich an den Tag kaum erinnern, obwohl ich da schon zehn war.«

Das Bild war an den Ecken geknickt, und man konnte sehen, dass es früher einmal in der Mitte gefaltet gewesen war.

»Da war ich noch ganz klein.« Norman reichte mir ein weiteres Foto und dann noch eins.

Die Bilder waren nicht geordnet. Auf manchen Fotos hatte Normans Mutter lange Haare, manchmal trug sie Lippenstift und schöne Kleider und manchmal Jeans und einfache T-Shirts. Aber auf jedem der Bilder konnte man die Ähnlichkeit mit Norman sehen.

»Sie ist hübsch«, sagte ich.

Norman nickte.

»Ich hätte ans Telefon gehen sollen«, sagte er. »Vor einem Jahr hab ich eine Freundin von ihr getroffen. Sie hat mir erzählt, dass sie weggezogen ist.«

Wir saßen den ganzen Nachmittag in der Küche. Norman zeigte mir alle Fotos, und zu manchen erzählte er mir eine Geschichte. Und obwohl draußen gutes Wetter war, blieben wir den ganzen Tag in der Wohnung.

In jener Nacht lag ich lange wach. Ich blickte durchs Fenster in die dunkle Nacht, und ich dachte an meinen Vater, den ich nie kennengelernt hatte. Ich fragte mich, ob ich ihn vermissen müsste. Er hatte uns verlassen, als ich vier Monate alt war. Und es gab nur wenige Fotos, auf denen wir gemeinsam waren. Meine Mutter sprach nur selten von ihm, aber wenn sie es tat, hatte ich nicht das Gefühl, dass sie ihm Vorwürfe machte. Das Fenster stand einen Spaltbreit offen, und während ich den Geräuschen der Nacht lauschte, merkte ich, dass ich mich zum ersten Mal in meinem Leben zu Hause fühlte.

Für die Herbstferien hatten wir uns vorgenommen, unsere Wohnung zu renovieren. Wir wollten den alten Holzfußboden abschleifen, die Wände streichen und uns ein paar gebrauchte Möbel kaufen. Unsere Einrichtung beschränkte sich auf das Nötigste – einen Küchentisch, drei Stühle, eine große Kommode, einen alten Fernseher und ein Bücherregal. Und wir schliefen auf Matratzen auf dem Fußboden.

Wir hatten zwar nicht viel Geld übrig, aber in dem Baumarkt, in dem meine Mutter arbeitete, bekamen wir Prozente. Wir konnten uns einen Lieferwagen leihen, und auch die große Schleifmaschine für den Fußboden bekamen wir umsonst.

Meine Mutter hatte sich freigenommen, aber mein Bruder musste arbeiten, also besorgten wir die Sachen zu zweit.

»Guten Morgen, Helen«, sagte eine der Verkäuferin-

nen, als wir den Laden betraten. Sie war schon älter und ziemlich dick, aber sie sah freundlich aus.

»Hallo, Rita«, sagte meine Mutter und umarmte sie.
»Das ist Alex.«

Rita reichte mir die Hand.

»Ohne deine Mutter wären wir hier verloren«, sagte sie.

»Jetzt hör aber auf.«

»Nein, das stimmt«, sagte Rita und sah mich an. «Seit sie hier ist, gehe ich wieder gerne zur Arbeit.«

Dann sah sie zu meiner Mutter.

»Heute Morgen ist Albert eine Palette mit Farbe umgefallen.« Sie zwinkerte meiner Mutter zu. »Du kennst ihn ja. Und na ja ... es sind zwar nur zwei Eimer kaputtgegangen, aber die anderen sind völlig mit Farbe verschmiert.« Sie lächelte. »Die können wir nicht mehr verkaufen. Ich hab dir ein paar zur Seite gestellt.«

Meine Mutter wollte etwas sagen, aber Rita wedelte mit der Hand.

»Wenn man vom Teufel spricht«, sagte sie und blickte zu einem kleinen Mann mit grauen Haaren. Er war noch ein paar Meter von uns entfernt, trug eine Arbeitshose und hinkte. Als er bei uns war, gab er mir die Hand.

»Lass dir von der bloß keinen Bären aufbinden«, sagte er. »Hallo, Helen, ich hab die Farbe schon in den Transporter geladen.«

Er gab meiner Mutter einen Schlüssel.

»Die Papiere liegen im Handschuhfach. Du kannst den Wagen bis Samstag behalten.«

»Danke, Albert.«

»Falls du noch Hilfe brauchst, sag Bescheid«, sagte er und verschwand wieder zwischen den Regalen.

»Ich glaube, ich muss mich auch wieder an die Arbeit machen. Schön, dich mal kennengelernt zu haben«, sagte Rita, zu mir gewandt. »Ich wünsche euch gutes Gelingen.«

Der Baumarkt war schon älter und kleiner als die großen modernen, aber es gab trotzdem alles, was wir brauchten. Wir schoben den Einkaufswagen durch die schmalen Gänge, beluden ihn mit Farbrollen, Pinseln, Fußbodenlack und Abdeckplane. Dann bezahlten wir und verstaute die Sachen im Transporter. Albert half uns, die große Schleifmaschine einzuladen, und gab uns eine Kiste mit Schleifpapier.

»Ein paar der Rollen sind schon gebraucht, aber sie sind noch in Ordnung«, sagte er und schob die Kiste auf die Ladefläche. Dann gab er meiner Mutter einen Zettel.

»Hier, meine Telefonnummer. Falls ihr noch Fragen habt, könnt ihr gerne anrufen.«

»Danke«, sagte meine Mutter.

»Kein Problem«, er sah zu mir und lächelte. »Aber mit diesem jungen Mann wird sicher alles klappen.«

Meine Mutter hatte zwar einen Führerschein, aber sie hatte nie einen eigenen Wagen besessen, und es kam selten vor, dass ich sie hinterm Steuer sah. Ich wusste, dass sie sich immer ein Auto gewünscht hatte. Und sie gefiel mir, wie sie den Wagen durch die Straßen lenkte.

»Mein Vater hatte einen grünen Ford Granada«, sagte sie. »Und als ich achtzehn war und endlich meinen

Führerschein bekommen habe, hat er ihn mir manchmal geliehen. Ich weiß noch genau, wie es darin gerochen hat.«

Wir fuhren an ein paar flachen Gebäuden entlang, dann bogen wir in eine größere Straße ein, die durch eine Unterführung führte.

»Der Ford war sein Heiligtum. Und außer mir ließ er niemanden damit fahren. Irgendwann bekommst du ihn, hat er immer gesagt.«

»Was ist aus dem Wagen geworden?«

»Als mein Vater krank wurde, gab meine Mutter ihn ihrem Bruder, und als er schließlich starb, verkaufte der ihn.«

Wir bogen in unsere Straße ein. Meine Mutter parkte den Wagen vor unserem Haus und schaltete den Motor ab.

»Ich war damals ziemlich sauer auf sie. Letztendlich war es der Grund, warum ich ausgezogen bin.«

Sie löste den Gurt, öffnete die Tür, stieg aber nicht aus.

»Ist lange her«, sagte sie. »Heute wäre ich froh, ich hätte mich mit meiner Mutter vertragen.«

Sie hielt einen kurzen Moment inne, dann zog sie den Schlüssel aus dem Zündschloss. Sie blickte zu mir herüber und lächelte.

»Wir sollten den Wagen ausladen.«

Als wir die Sachen in unsere Wohnung gebracht hatten, kam Dennis von der Arbeit. Er roch nach Frittierfett und sah müde aus.

»Ich dachte, ihr wärt schon fertig«, sagte er und stellte seine Tasche ab.

»Du weißt doch, dass wir ohne dich aufgeschmissen sind«, sagte meine Mutter und zwinkerte mir zu.

»Schon klar«, sagte er. »Mein Chef hat übrigens mitbekommen, dass wir renovieren. Er hat mir für den Rest der Woche freigegeben – wir sollen vorbeikommen, wenn wir fertig sind.«

Am nächsten Tag begannen wir damit, die alten Tapeten von den Wänden zu holen. Anfangs arbeiteten wir zu dritt, aber gegen Mittag kam Norman dazu.

»Sieht nach 'ner Menge Arbeit aus«, sagte er, als er die Wohnung betrat. Er zog seine Jacke aus und hängte sie über einen Stuhl.

»Schön, dass du uns hilfst«, sagte meine Mutter.

»Hallo, Norman«, sagte mein Bruder und gab ihm die Hand.

»Was soll ich machen?«

»In der Küche sind wir fast fertig«, sagte ich. »Lass uns mit dem Flur anfangen.«

Norman nahm sich einen Spachtel und einen Eimer mit Tapetenlöser, dann machten wir uns an die Arbeit.

Am Abend hatten wir alle Tapeten entfernt, und als wir die Wände am nächsten Tag gestrichen hatten, war die Wohnung kaum wiederzuerkennen.

»Jetzt noch der Fußboden«, sagte meine Mutter, als sie die Pinsel auswusch. Sie trug eine farbverschmierte Jeans und ein zu großes Hemd. Und obwohl sie diese alten Kleider anhatte, sah sie sehr hübsch aus.

Albert hatte mir erklärt, dass man den ersten Schleifgang diagonal zu den Holzdielen machen sollte, damit der Boden eben wird. Es dauerte eine Weile, bis ich wusste, wie ich die Maschine handhaben musste, aber als ich den Dreh raus hatte, machte es Spaß. Mein Zimmer und die Küche ließen sich gut abschleifen, aber die restlichen Räume waren braun lackiert, und ich brauchte jede Menge Schleifpapier, um die Farbe wegzubekommen.

Während ich die großen Flächen abschliff, kümmerte sich Dennis mit einer kleineren Maschine um die Stellen, die man mit meiner nicht erreichen konnte. Gegen Abend hatten wir das Größte hinter uns. Wir waren mit einer dicken Schicht Staub überzogen, den wir uns mit tauben Händen gegenseitig von den Kleidern klopfen.

»Mann, diese Maschine hat es echt in sich«, sagte Dennis. »Ich könnte wetten, dass ich das Vibrieren auch im Bett noch spüre.«

»Aber es hat sich gelohnt.«

Dennis nickte.

»Morgen Vormittag noch, dann können wir mit dem Lack anfangen.«

Nachdem wir den Fußboden gestrichen hatten und der Lack getrocknet war, fuhren wir zu dritt zu einem großen Laden, der gebrauchte Möbel anbot. Wir kauften einen alten Küchenschrank, einen Sessel und ein Bett für meine Mutter, ein Schlafsofa für Dennis und für mich einen Schreibtisch und einen Schreibtischstuhl.

Als wir die Sachen ausgeladen hatten, brachte meine Mutter den Transporter zurück. Dennis und ich rückten

solange die Möbel an die richtigen Stellen. Gegen Abend sah die Wohnung langsam wieder bewohnbar aus, aber wir brauchten noch fast den ganzen Sonntag, bis wir endgültig fertig waren.

Meine Mutter kam in mein Zimmer, als ich gerade ein paar alte Filmplakate an die Wände hängte.

»Wow«, sagte sie. Sie hatte ihre Arbeitskleider ausgezogen und trug jetzt eine Jeans und eine Bluse. »Man könnte denken, man wäre in einer anderen Wohnung.«

Sie setzte sich auf meinen Schreibtischstuhl.

»Dennis ist im Bad. Du sollst jetzt auch langsam aufhören.«

»Bin gleich fertig.«

Als wir das Haus verließen, regnete es. In den letzten Tagen war es kälter geworden, und die Blätter hatten sich gelb verfärbt. Bei uns im Viertel war kaum jemand unterwegs, aber als wir auf die Hauptstraße bogen und an den ersten Kneipen vorbeikamen, änderte sich das. Die bunten Lichter der Läden spiegelten sich auf dem nassen Pflaster, die Bürgersteige waren voll, und trotz des schlechten Wetters herrschte eine ausgelassene Stimmung.

Das Restaurant, in dem Dennis arbeitete, hieß Krühennest. Ich war noch nicht dort gewesen, aber sobald wir den Laden betraten, fühlte ich mich wohl. Der Gastraum war lang und schmal, weshalb er mich sofort an einen Eisenbahnwaggon erinnerte. An den Wänden und Decken hingen Fischernetze, Steuerräder, Rettungsringe und alte Petroleumlampen. Tische und Stühle passten nicht zusammen, und der Holzfußboden knarrte.

Als wir eintraten, war nur ein Tisch besetzt.

»Da seid ihr ja endlich«, sagte der Mann hinter der Bar. Er hatte kurze Haare und freundliche Augen; sein Hemd spannte über seinem Bauch. »Setzt euch.«

Er zeigte auf einen gedeckten Tisch, direkt neben dem Tresen.

»Ich bin Bert«, sagte er und gab mir die Hand. »Du bist sicher Alex.«

Ich nickte.

»Helen«, sagte meine Mutter.

»Ihr seid bestimmt hungrig.«

Es gab einen Eintopf mit Rindfleisch, Kartoffeln und Speck, und während wir aßen, saß Bert bei uns am Tisch.

»Ich hatte ganz vergessen, wie anstrengend es ist, den Laden allein zu schmeißen«, sagte er und sah zu Dennis. »Ich hoffe, du lässt mich hier nicht hängen.«

»Schön, dass er freimachen konnte«, sagte meine Mutter.

»Ich kenne die Häuser bei euch im Viertel. Gut aufgeteilt, aber der Zustand ist miserabel.«

»Jetzt nicht mehr«, sagte Dennis. »Aber ich fühle mich wie durch den Wolf gedreht.«

»Seid ihr fertig geworden?«

Meine Mutter nickte.

»Wir könnten ins Baugeschäft einsteigen«, sagte sie.

»Wenn das so ist«, sagte Bert und sah sich um. »Der Laden könnte auch etwas Farbe vertragen.«

Drei

2006

Carmen wohnte noch in demselben Haus wie früher. Es war schon damals ziemlich heruntergekommen, und ich hätte nicht gedacht, dass es noch so lange stehen würde. Ihr Name auf dem Klingelschild war verblasst, aber ich konnte ihre Schrift trotzdem gut erkennen. Sie hatte mir ein paarmal geschrieben und mir regelmäßig Zigaretten geschickt, über die ich mich auch noch freute, als ich mit dem Rauchen längst aufgehört hatte. Im Knast sind Zigaretten die beste Tauschwährung.

Die Haustür war nur angelehnt. Ich trat in den breiten Durchgang und lief zu dem kleinen Hinterhaus, in dem Carmen lebte. Flint wich mir keinen Zentimeter von der Seite.

Als sie die Tür öffnete, stieg mir direkt dieser vertraute Geruch nach Zigarettenrauch und Putzmittel in die Nase. Sie lächelte, als sie mich sah.

»Da bist du ja endlich«, sagte sie und drückte mich. »Komm rein.«

Wir gingen in die Küche.

»Setz dich.« Sie nahm eine Tasse aus dem Schrank und stellte sie vor mich auf den Tisch. Sie goss mir Kaf-